



Schülerzeitung des  Gymnasiums Ibbenbüren

2. Jahrgang

August 1954

Nummer 3

Hat er gehalten, was er versprach?

In diesen Tagen feiert unsere Schülerzeitung ein Jubiläum: „Der Wecker“ besteht ein Jahr. Und wie es im allgemeinen so üblich ist, wollen wir auch einmal über den Erfolg, den wir errungen bzw. nicht errungen haben, über unser Ziel und über unsere Pläne nachdenken.

Als genau vor einem Jahr der erste „Wecker“, damals noch von einer Redaktion von drei Mann, herausgebracht wurde, standen die meiste dieser Schülerzeitung sehr skeptisch gegenüber. Man hielt sie für das Erzeugnis einiger Schüler der obersten Klassen, die nichts Besseres zu tun hätten, als auf diese Art aufzufallen. Man hatte keine Lust, dafür 40 Pfennig auszugeben und im übrigen kümmerte man sich nicht weiter um sie, wohl in der Hoffnung, daß sie dann am schnellsten „eingehen“ würde. Aber sie ging nicht ein! — Die zweite Nummer erschien, dieses Mal schon bedeutend verbessert und nicht nur als Erzeugnis von drei Herausgebern. Es hatte sich eine richtige Redaktion gebildet, in der der Chefredakteur und alle Ressortleiter einen festen Platz hatten. Jetzt horchten auch langsam die auf, die den ersten „Wecker“ noch mit Nichtachtung gestraft hatten, und aus der Unterstufe kamen die ersten freiwilligen Beiträge.

Inzwischen hat sich „unser Wecker“ so eingebürgert, daß die meisten Schüler schon, wenn er sich nur ein wenig verspätet, nach ihm fragen. Man hat inzwischen längst eingesehen, daß er nicht aus dem Geltungsbedürfnis einiger weniger Schüler existiert, sondern eine Sache der ganzen Schule ist. Die Aufsätze, die wir aus vielen Klassen, hauptsächlich der Unterstufe erhalten, bestätigen das immer wieder. Da inzwischen auch die Geldfrage geregelt ist, könnten die meisten glauben, der „Wecker“ habe endgültig sein Ziel erreicht, das Ziel, eine Zeitung aller Schü-

„Der Wecker“
feiert sein einjähriges Bestehen

ler zu sein. Aber daß dies doch nur teilweise erreicht ist, werden wir sehen, wenn wir einmal die Entwicklung betrachten, die der „Wecker“ bisher genommen hat.

Als sich vor einem Jahr die erste Redaktion zusammensetzte, um eine Schülerzeitung zu schaffen, war sie sich vollkommen ihrer Aufgabe bewußt, und schon die Wahl des Namens dieser Zeitung zeigt, was sie sich vorgenommen hatte: „Der Wecker, Schülerzeitung des Gymnasiums Ibbenbüren“ wurde sie genannt, und ein Wecker sollte sie auch sein für die Schüler unserer Schule; sie sollte alle aufwecken, mitzumachen bei dieser Arbeit, dieser neuen Aufgabe. Zwar gab es an unserer Schule schon längst die SMV, aber deren Bedeutung war nach dem ersten Feuereifer bedeutend abgesunken, wenigstens für die Schüler, die glaubten, nicht unbedingt an ihr beteiligt zu sein, also für die X.-Leute, von denen wir im Leitartikel des letzten „Wecker“ sprachen. Auch hatte es schon einmal eine Schulzeitung mit dem Namen „Schulecho“ gegeben, aber die war bald wieder eingeschlafen. In dieser allgemeinen Gleichgültigkeit für die Interessen der SMV und somit der gesamten Schülerschaft, erschien nun der erste „Wecker“ mit der Forderung: „Macht mit, helft uns!“ Daß das für viele reichlich unbequem war, kann man sich denken, und damit hatte die Redaktion gerechnet. Nach dem zweiten „Wecker“ wurde das schon anders, und daß die Auflageziffer inzwischen von 500 auf 900 gestiegen ist, beweist, daß der „Wecker“ langsam beliebt geworden ist. Wenn es also gelungen ist, die Schüler aufzuwecken für diese Aufgabe, eine

Zeitung zu schaffen, in der einmal jeder zu Wort kommen kann und in der zum anderen die Interessen der Schule auch vor der Öffentlichkeit vertreten werden, so ist das doch nur zum Teil gelungen. Die freiwilligen Beiträge und die Berichte unserer Ressortleiter, deren Aufgabe es ja ist, Aufsätze für ihr Ressort aus der ganzen Schülerschaft zu sammeln, bestätigen uns immer wieder, daß nur ein Teil der Schüler bereit ist, mitzuhelfen am „Wecker“. Ein großer Teil verhält sich noch immer passiv und lacht über die „Eiferer“, die Aufsätze für den „Wecker“ schreiben. Es ist doch so einfach: Man erhält den „Wecker“ fix und fertig, liest ihn, freut sich vielleicht über diesen oder jenen Aufsatz und im übrigen kümmert man sich nicht weiter darum. Höchstens dann, wenn man 25 Pfennig im Monat bezahlen soll, deren Hauptteil auch wieder dem „Wecker“ zufließt. Und allen, die so denken, möchte ich es noch einmal

Aus dem Inhalt:

Bundestag und Bundesrat.

Shakespeare — einmal anders.

Hand aufs Herz!

Unsere Klassenfahrt.

Brief unseres ehemaligen Sportwarts.

Was meinst Du?

Zum Thema, das wir in der letzten Nummer des „Wecker“ zur Diskussion stellten, erhielten wir noch zwei Aufsätze, für die wir den Verfassern herzlich danken.

sagen: Der „Wecker“ ist keine Zeitung für die, die Lust dazu haben, die sich zeigen wollen oder die nichts Besseres zu tun haben. Der „Wecker“ ist die Zeitung eines jeden Schülers! Jeder hat die Pflicht, ihm zu helfen!

Von der Verbindung der „Ehemaligen“ mit der Schule durch den „Wecker“ ist schon so viel geredet und geschrieben worden, daß ich glaube, das übergehen zu dürfen. Ich will nur sagen, daß fast alle Ehemaligen den „Wecker“ abonniert haben, und daß wir uns sehr darüber freuen und ihnen an dieser Stelle herzlich danken.

Jetzt wird natürlich manch einer fragen: „Ja, gut, es ist dem „Wecker“ also gelungen, wenigstens einen Teil der Schüler aufzurütteln, aber ist er denn auch inhaltlich schöner und besser geworden?“ Diese Frage ist nicht so leicht zu beantworten, weil die Antwort nicht so klar zu erkennen ist. Aber eins vorweg — der „Wecker“ hegt nicht den Ehrgeiz, irgend einer öffentlichen Zeitung oder Zeitschrift Konkurrenz zu machen und die Redaktion des „Wecker“ will kein Journalistennachwuchs sein. Daraus lassen sich die Fehler, die im Lauf dieser fünf bisher erschienenen „Wecker“ gemacht worden sind, erklären und rechtfertigen. Freilich haben wir uns immer Mühe gegeben, unsere Zeitung besser und schöner zu gestalten und sie somit allen, auch den Eltern, zugänglich zu machen, und ich glaube, daß uns das, wenigstens zum Teil, gelungen ist. Was uns noch fehlt, wollen wir gern nachholen, aber auch dazu brauchen wir Deine Mitarbeit, lieber Leser, ja auch die Mitarbeit der Eltern! Gerade Ihr Eltern unterstützt uns ja schon dadurch, daß Ihr Euren Kindern das Geld gebt, und dafür danken wir Euch herzlich. Aber Ihr könnt uns auch noch anders helfen: Durch die Diskussionsseite ist Euch Gelegenheit gegeben, uns Eure Meinungen über bestimmte Themen zu schicken. Es wäre doch wirklich interessant, wenn die Meinung eines Schülers der eines Vaters oder einer Mutter gegenübergestellt würde.

Ein besonderer Dank in der Entwicklung des „Wecker“ gebührt unserem Herrn Oberstudiendirektor **Staudigl**, der von Anfang an unserer Zeitung aufgeschlossen gegenüberstand und uns immer wieder geholfen hat. Ihm ist es zu verdanken, daß der „Wecker“ eine echte Schülerzeitung geworden ist. Aber auch dem gesamten Lehrerkollegium sei an dieser Stelle Dank gesagt für die freundliche Hilfe, die es uns hat zu kommen lassen, ganz besonders aber Dank Herrn Dr. **Rausch**, dem Ver-

trauenslehrer der SMV und so also auch unserem Helfer und Gönner.

Alle also, Schüler, Eltern und Lehrer, haben mitgeholfen, den „Wecker“ zu unterstützen, und wir können nur hoffen, daß sich uns keine dieser wertvollen Stützen entzieht. Wir verspre-

chen aber, daß wir uns auch weiter alle Mühe geben werden, den „Wecker“ immer mehr zu dem zu machen, was er schon zum Teil ist: Verbindung zwischen Schülern, Ehemaligen und Eltern und Sache aller Schüler unseres Gymnasiums.
-ejü-

Schulnotizen

Klassensprecherversammlung 7. Juli 1954

1. Es muß noch die letzte Rate (40 DM) des Meßgandes bezahlt werden. Börgel UIb sammelt von jedem katholischen Schüler 0,10 DM ein.
2. Das Geld für die Schülersausweise geben die Klassensprecher jeder Klasse bei Knoblauch UIa ab.
3. Die Klassen, die in diesem Jahr keine Studienfahrt unternommen haben, erhalten in Kürze einen Wandertag.
4. Die Patenschaft für die beiden unteren Klassen übernahmen:
VIG Dombrowski, Lange OII
VIR Hermelbracht, Bruns OII
VG Kippker, Eiter UII
Vr Kirch, Bringemeyer UII
5. Das Schülerehrengericht ist in diesem Jahr aus folgenden Schülern zusammengesetzt:
Menshausen UIa
Freude OI

Knoblauch UIa
Wernecke UIb
Sowa OII

6. Für die Theatervorstellungen in diesem Jahr konnte die Schule zwanzig Karten im A-Ring (12 Vorstellungen) abonnieren. Für den B-Ring (6 Vorstellungen) können die Schüler der oberen Klassen ein Abonnement zu 6 DM erhalten.

Es fehlten die Klassensprecher der Vg und IVa. Dauer der Versammlung eine Stunde.

*

Die sieben besten Leichtathletinnen unserer Schule nahmen am 20. und 21. Juli an den ersten Sportwettkämpfen der Höheren Mädchenschulen aus Nordrhein-Westfalen und Lippe teil.

Von den 37 Schulen, die in Bochum zusammengelassen waren, belegten unsere Mädchen den zwölften Platz und erhielten für ihren Sieg eine Urkunde.

„KULTURA“

Kunst und Literatur in der sowjetischen Besatzungszone
(Rote Weißbücher.)

Lothar von Balluseck

Es wäre bestimmt sehr gut, jenen Leuten, die sich allzu leicht über die Teilung Deutschlands, auch in kultureller Hinsicht, hinwegsetzen und den Neutralisten, die meinen, „man wird sich schon einigen können“, dieses Buch von Lothar von Balluseck vorzusetzen.

Die „Kultura“ bringt einen großen Teil unbekanntes Tatsachenmaterials über Kultur und Erziehung in der Sowjetzone. L. v. Balluseck schrieb dieses Buch in dem Wissen um die Kulturkrise auch im Westen und verzichtet auf eine billige Schwarz-Weiß-Malerei. Diese wohlthuende Objektivität ist es, die seiner Darstellung dokumentarischen Wert verleiht.

Das Buch beginnt mit dem Kapitel „Die ersten Besatzungsjahre“ und bringt nun, in dialektischer Reihenfolge, die Entwicklung der Kultur nach dem Zu-

sammenbruch und ihre immer stärker werdende Politisierung und damit Sowjetisierung.

L. v. Balluseck fügt an vielen entscheidenden Stellen Auszüge aus sowjetzonalen Zeitungen ein und zitiert bezeichnende Abschnitte aus den Reden sowjetzonaler „Kulturprominenz“.

Das Ergebnis seiner Feststellungen ist erschreckend. Deutlich und objektiv, klar und sachlich schildert Lothar von Balluseck, wie ein totalitäres Regime Kunst und Literatur beeinflusst, wie Erziehung und Kultur Propagandamittel für eine politische Weltanschauung werden, wie die Kultur dadurch ihren Sinn und ihren Wert einbüßt und schließlich im Dienst einer menschenunwürdigen Macht ihre Daseinsberechtigung verliert.
-gu-do-

Schul-Kaweco

beflügelt Deine Schrift

mit der anerkannten Schulfeder • 2 Größen gleicher Qualität
DM 6,25 und 7,50

denn mit Kaweco schreibt sich's gut! In der Schule seit Jahrzehnten

Wir laden zu einer unverbindlichen Schreibprobe ein. **Th. Rieping** Schulbuch- und Schreibwarenhandlung

„Es gehört

zu meinen schönsten Hoffnungen, daß die Jugend die neuen Aufgaben tiefer begriffen hat, als mancher Erwachsene. Sie ist der bloßen Phrase müde, nüchtern geworden und hat ein rechtes Gefühl für die rechte Verantwortung.“

Diese Worte sprach Bundespräsident Theodor Heuss bei seiner Antrittsrede zur zweiten Regierungsperiode über die Jugend Deutschlands.

Man hat im Ausland heute wieder große Befürchtungen, daß aus der Jugend, die soviel hat miterleben müssen, die alte Begeisterung für alte Ideale aufflammt. Sieht man nicht mißtrauisch, auch in der Bundesrepublik, auf die Jugend in der SBZ, die nach Angaben der Regierung der „DDR“ tragender Faktor im „neuen“ Staat sein soll?

Mit seinen Worten hat Theodor Heuss nicht nur gewertet, sondern er hat die Jugend Deutschlands verteidigt, die Jugend Gesamtdeutschlands. Wir dürfen stolz auf sein Urteil sein, doch nicht so, daß wir unsere Aufgaben verkennen. Die Jugend ist die Zukunft des Staates, aber nicht der Staat Zukunft der Jugend!

Es ist nicht so, daß aus dieser Jugend das wieder erwächst, was einmal Ver-

heißung für Deutschland war. Wir wissen, daß es eine Fata Morgana war, daß diese Verheißung Blut und Tränen gebracht hat und daß es Tote und Ruinen gab. Es sind noch zu viele unter ihnen, deren Väter gefallen sind und deren Heimat verloren ist! Deshalb hat diese Jugend gelernt, das Rechte zu erkennen und dafür Verantwortung und Sorge zu tragen. Das beweisen außerdem die Aufstände in der SBZ, an denen die

Jugend in vorderster Front steht und sich wirklich ganz ohne Pathos und Nimbus der Verantwortung für unser Deutschland und der Sorge um Menschentum und Menschenwürde bewußt ist. Ein Beweis, daß doch besonders die Jugend nüchtern geworden ist und selbst den hypnotischen Massenveranstaltungen im alten Stil, wie sie in der SBZ stattzufinden pflegen, widersteht.

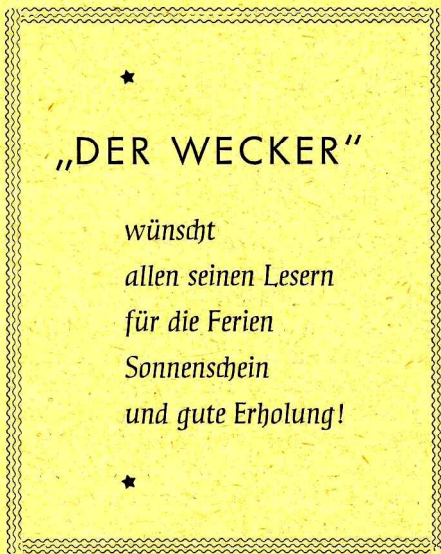
Wir sind eben nicht mehr für Uniformen und Fahnen zu begeistern. Und wenn wir für die EVG sind, dann nicht, weil wir Freude an Manövern und Panzern haben, sondern weil wir wissen, daß es leider eine unumstößliche Notwendigkeit ist, daß man nicht tatenlos dastehen kann, wenn es gilt, das vor dem Bolschewismus zu bewahren, das uns noch übrig ist.

Die Worte unseres Bundespräsidenten geben uns aber auch eine Verpflichtung auf. Wir haben noch zu schwere und hohe Aufgaben, als daß wir uns auf unserm Lob ausruhen könnten. Wir sind keineswegs am Ziel unserer politischen und kulturellen Wünsche und Hoffnungen angelangt.

Theodor Heuss sagte: „Die Jugend ist der Phrase müde!“

Es ist unsere Sorge, dafür einzustehen, daß auch in Zukunft die deutsche Jugend dieser Worte würdig ist.

-gudo-



Bundestag und Bundesrat

Unsere Bundesrepublik ist ein Bundesstaat, „Bund“ deshalb, weil neun Länder zu einem Staat verbunden werden: Baden-Württemberg, Bayern, Bremen, Hamburg, Hessen, Niedersachsen, Nordrhein-Westfalen, Rheinland-Pfalz und Schleswig-Holstein.

Die Bundesrepublik ist ein demokratischer Bundesstaat. Demokratisch ist ein aus dem Altgriechischen abgeleitetes Wort. „Demos“ heißt soviel wie Volk, Volksgemeinde, „kraten“ bedeutet etwa herrschen, regieren.

Damit der Wille des Volkes nun auch zum Ausdruck kommt, ist der Bundestag geschaffen worden, dessen Abgeordnete vom Volk in freier und geheimer Wahl bestimmt werden. Jeder Deutsche, der 21 Jahre alt ist, kann seine Stimme abgeben, und wer 25 Jahre alt ist, kann als Abgeordneter in diesen Bundestag gewählt werden.

Die Hauptaufgabe des Bundestages ist es, Gesetze zu beschließen, etwa über auswärtige Angelegenheiten, das Münz- und Geldwesen, den Warenverkehr mit dem Ausland, über die Bundesbahn und Bundespost, über den Wohnungsbau, die Flüchtlingsfrage und vieles andere mehr. Die Sitzungen des Bundestages finden in aller Öffentlichkeit statt, so daß wir stets über die Arbeit des Bundestages unterrichtet sind. In besonderen Fällen allerdings kann der Bundestag auch zu einer Geheimsitzung zusammentreten.

Da die einzelnen Länder einen großen Teil der Verwaltung und Gesetzgebung selbst besorgen, ist die Länderversammlung geschaffen worden: der Bundesrat. In ihn entsenden die einzelnen Länder ihre Vertreter. Jedes Land hat mindestens drei Vertreter, Länder mit mehr als zwei Millionen Einwohnern schicken vier, Länder mit mehr als sechs Millionen Einwohnern fünf Vertreter in den Bundesrat.

Hat der Bundestag ein Gesetz angenommen, so wird es dem Bundesrat vorgelegt. Zu manchen Gesetzen muß der Bundesrat seine Zustimmung geben oder Einspruch erheben. Im letzteren Fall muß der Bundestag erneut über das Gesetz beraten.

Eine andere wichtige Aufgabe des Bundestages ist die Wahl des Bundes-

kanzlers, der vom Bundespräsidenten vorgeschlagen wird. Ist der Bundestag mit der Arbeit des Bundeskanzlers nicht mehr zufrieden, so kann er einen neuen wählen und der Bundespräsident muß den Bundeskanzler abberufen.

Die Bedeutung des Bundestages erkennen wir auch daran, daß er den Bundespräsidenten anklagen kann, wenn er meint, daß der Bundespräsident gegen ein Gesetz verstoßen hat. Den Antrag muß aber mindestens ein Viertel der Abgeordneten stellen. Auch der Bundesrat kann eine solche Anklage erheben.

Die Sitzungen des Bundestages werden vom Bundestagspräsidenten geleitet, den der Bundestag gewählt hat. Ebenso hat der Bundesrat einen Präsidenten.

Gottfried Ehrenstein.

Unterstützt
unsere Zeitschrift
durch
Euer Abonnement!

Hertha Tarruhn
vormals Geschwister Denecke

★

Das Spezialgeschäft für
Handarbeiten und Wolle

Unsere Klassenfahrt nach Haltern

Am 21. Mai. Punkt 8.30 Uhr war die ganze OIIIc auf dem Marktplatz versammelt. Affen- oder kofferbepackt malten wir uns in Gedanken schon den stromlinienförmigen Bus aus, der uns nach Haltern bringen würde. Etwas enttäuscht mußten wir jedoch in einen alten Magirus steigen. Fräulein Billmanns Rufe: „Vorsicht! Nicht so drängeln!“ wurden in der Aufregung gar nicht beachtet. Jeder stürzte sich auf einen Fensterplatz. Bis wir endlich alle beruhigt und befriedigt waren, wurde es neun Uhr. Die Fahrt ging über Münster, wo Frau Rößler zustieg, über Dülmen nach Haltern zum Stausee. Wir

ärgerten uns schrecklich, wenn wir von einem Auto oder einem Motorrad überholt wurden. Der Fahrer ließ sich durch die aufgeregten Rufe: „Gas geben! Schneller fahren!“ nicht im mindesten aus der Ruhe bringen. Trotzdem waren wir um 11 Uhr am Ziel. Der Stausee fand ungeteilten Beifall. Wir freuten uns schon auf das Rudern, als Fräulein Billmann plötzlich sagte: „Also, gerudert wird hier nicht!“ Wir machten wohl alle enttäuschte Gesichter, die sich aber beim Anblick der Jugendherberge sofort erhellten. Freundlich begrüßte uns die Herbergsmutter und wies uns die Betten an. Einige hatten die un-

schätzbare Ehre (!!!), bei den Lehrerinnen zu schlafen. Sie konnten sich leider abends keine Witze erzählen, da sonst sofort Frau Rößlers energische Stimme ertönte: „Jetzt ist aber endgültig Ruhe!“ Gewöhnlich folgte ein unterdrücktes Gekicher, ab und zu noch ein leises Getuschel, aber um 11 Uhr herrschte meistens die so sehnlichst gewünschte Ruhe.

Ein Kapitel für sich war der Hunger. Da es am Nachmittag nichts zu essen gab, mußte man sich morgens heimlich ein paar Schnitten beiseite legen. Selbst Margarine, zu Hause nur widerwillig gegessen, wurde mit Heißhunger verteilt. Nach dem Frühstück verteilte Fräulein Billmann die einzelnen Aemter: Spülen, Bohnern, Wischen, Tischdienst usw. Nicht sehr beliebt waren die Wanderungen. Eine führte uns nach Flaeßheim, einem Dorf, das aus vier Häusern besteht, eine andere nach Haltern, von dem wir leider nur die Kirchturmspitze sahen. Entschädigt wurden wir durch das Baden. Da zeigte es sich, wie nett Lehrerinnen sein können. Sie spielten mit uns Völkerball und freuten sich diebisch, wenn sie mal — selten genug — trafen. Die schönsten Schnappschüsse entstanden. Etwa, wie Frau Rößler mit zusammengebissenen Zähnen versucht, auf einem Balken die Balance zu halten, oder wie Fräulein Billmann sich im Moor verzweifelt anstrenge, ihr bis zum Knie eingesunkenes Bein aus dem Schlamm zu ziehen. Abends nach dem Essen wurde bis zehn Uhr gesungen. Ab und zu versuchten wir, Polonäsen aufzuführen. Es blieb aber beim Versuch. Wir stellten uns nicht sehr geistreich an, liefen dauernd verkehrt und schämten uns entsetzlich. Die acht Tage vergingen wie im Flug. Am letzten Abend wollten wir einen Schweigemarsch aufführen. Leider wurde er durch Frau Rößler und Fräulein Billmann verhindert. Am nächsten Morgen ging es ans Koffer- und Affenpacken. Karl-Heinz, ein zukünftiger Herbergsvater, sprang hilfreich ein. Um 10.30 Uhr waren wir reisefertig. Die Rückfahrt verlief jedoch wesentlich stiller als die Hinfahrt. Mit Schrecken dachte man schon wieder an die Schule. Wenn doch eine Schulwoche so schnell herumging wie eine Woche in Haltern!

Erhard Kackstein OIIIa.

Ruth Meister, OIIIc.

Eine Weserfahrt

Am 18. Juni machte ich mit meiner Klasse eine Radtour zur Weser. Am Morgen des 22. Juni fuhren wir mit einem Dampfer von Hameln nach Polle. Pünktlich kamen wir an der Anlegestelle an und bald setzte sich der Dampfer in Bewegung. Unsere Fahrt ging weseraufwärts. Allmählich kamen wir aus dem städtischen Verkehr heraus, und es wurde stiller um uns. An der einen Seite ragten die Berge hoch auf, am anderen Ufer schlossen sich weite Wiesen an. Rabenkrähen konnten wir am Ufer ständig sehen. Sie waren eifrig bemüht, einige dicke, fette Würmer aus dem Boden zu hacken. Ganz in der Nähe bemerkte ich auf einmal mehrere Fischreier beim Fischen. Sie standen dicht am Ufer im seichten Wasser. Als wir ihnen ziemlich nahe gekommen waren, erhoben sie sich gemächlich, fielen aber etwas weiter wieder ein. Wir kamen ihnen näher, derselbe Vorgang wiederholte sich. Schließlich flogen sie widerwillig ab und steuerten den nahen Bergen zu. Dort hatten sie wahrscheinlich ihre Horste, denn die Gegend eignete sich vortrefflich dazu. Mit schlanken, hohen Fichten waren die Berge bewachsen. Plötzlich sahen wir einen schönen, großen Greifvogel auf uns zukommen. Sein gegabelter Schwanz und die hellen Punkte an den Flügeln fielen mir sofort auf. Es war eine Gabelweihe, deren richtiger Name eigentlich Rotmilan ist. Allmählich stellten sich noch mehrere ein. Sie begleiteten uns, gaukelten schlaftrunken hin und her, stiegen in die Höhe, glitten nieder und segelten, vom Aufwind getragen, in schwindelnde Höhe und waren plötzlich wieder dicht über dem Erdboden. Es war eine Lust, ihnen zuzusehen.

Wenn sich die Berge vorher nur an einer Seite entlang zogen, so waren sie jetzt zu beiden Seiten zu sehen. Die

Fichtenwälder wechselten jetzt mit steil abfallenden Kalkfelsen ab, die kaum noch Platz für die Straße ließen, die längs der Weser verlief. Die Berge begleiteten uns von nun an fast immer zu beiden Seiten. Um 14.20 Uhr waren wir endlich an unserem Ziel, in Polle. Unser Aufenthalt war kurz. Um 16 Uhr sollten wir schon wieder mit einem anderen Schiff nach Hameln zurückfahren. In Polle ist eine alte Burg, die wir besichtigten. Auf dem Burghof befand sich ein alter, tiefer Brunnen. An seinen Innenwänden wuchs die seltene Hirschnage. Nachdem wir noch lange auf den Dampfer hatten warten müssen, konnten wir endlich abfahren. Nun ging es abwärts. Auch auf dem Rückweg konnten wir wieder Rabenkrähen, Fischreier und die prächtigen Gabelweihe beobachten. Abends kamen wir spät in Hameln an, wo ein kräftiges Abendessen auf uns wartete. Viele schöne Eindrücke hatte die Weser bei uns hinterlassen. Noch oft denke ich an unsere schöne Weserfahrt zurück.

Erhard Kackstein OIIIa.

Ruth Meister, OIIIc.

*Für das laufende Schuljahr
halte ich*

jeden Schulbedarf

und

alle Schulbücher

vorrätig

Wilhelm Driemeier

an der Bahnhofstraße

..... ins Land der Franken fahren

Parodie auf eine Studienfahrt

Bis jetzt ist ja nur von der Fahrt geschwärmt worden. Man erzählte uns von Gemälden, Stuckdecken, Kirchen und Museen. Ich persönlich kann nicht gerade sagen, daß mir das alles so vollgepfropft von Gips gefallen hat. Schon auf dem Bahnhof fing es an. Jeder hatte sein Fahrrad geputzt und geölt, und nun begannen die Herren von der Bundesbahn diese glänzenden Stücke in einen Packwagen zu werfen und schmierten sich das Oel, als ob es nichts gekostet hätte, in ihre Uniformen. Man hatte uns vorher gesagt, der Städte-Schnellverkehr hielte nur in größeren Städten. Als er aber sogar in Laggenbeck durchfuhr, dachte ich mir: „Dann hält er auch bestimmt nicht in Osnabrück.“ Deshalb setzte ich mich erst einmal hin und wollte meine Verpflegung für die nächsten drei Tage verzehren, da hielt der Zug und man sagte uns, die Räder müßten in einen anderen Packwagen. Ich kam mir vor wie beim Hindernisrennen der EVG-Armee. Mit dem Gepäck auf dem Rücken, dem Rad in der Hand und dem angebissenen Käseschnittchen zwischen den Zähnen nahm ich im Dauerlauf die letzte Treppe. Da stand unser Zug. Er bestand aus vielen Wagen, an denen überall etwas anderes stand. Ein freundlicher Beamter erklärte mir: Das sind Konkurswagen.“ Das Gleiche habe ich später selber gemerkt, denn ein Konkurswagen nach dem anderen machte konkurs und wurde abgehängt, dafür kamen immer wieder neue Wagen dazu, die aber auch schon bald wieder Konkurs machten. Es wurde laufend umgezogen. Auch die Fahrräder machten mit, denn es machte ja mal auch ein Packwagen Konkurs. Unsere Skatbrüder meinten nach dem 43 Kreuzsolo, daß nun bald Würzburg kommen müsse. In Würzburg fehlte ein Stück im Fahrplan, und deshalb mußten wir eineinhalb Stunden warten, bis der nächste Zug nach Bamberg fuhr. Völlig erschossen kamen wir in Bamberg an. Der Portier im Jugendhotel, der gleichzeitig Koch und Platanweiser war, brachte uns in unsere Räume. Die Herberge (so sagten mir andere, so nenne man diese Hotels) schien auf Massenanstürme eingestellt zu sein. Alle Einzelzimmer waren scheinbar besetzt, und so kamen wir alle in einen Raum. Wir schliefen in Doppelbetten, die übereinander standen.

Am nächsten Tag zeigte man uns, daß es auch andere Städte gibt, in denen die Straßen so eng sind wie in Ibbenbüren. In Bamberg war es sehr heiß. Deshalb gingen wir auf eine Burg, um nachzusehen, ob es da oben kühler sei. Es war nicht kühler, und deshalb stiegen wir wieder zu Tal, nachdem ein gefangener Bär mein Mittagessen verzehrt hatte. Im Tal standen Kirchen, in denen es nicht so warm war. Deshalb gingen wir hinein und besahen uns Stuckornamente und Deckengemälde. Nach der dritten Kirche sagte mir jemand, daß man alles Gesehene schriftlich festhalten müsse, um es später in einem Aufsatz zu verwerten. Ich hielt alles von

da an schriftlich fest und wurde ein gefragter Mann, denn andere, die das auch noch nicht gewußt hatten, kamen zu mir und erbaten sich einen Blick in mein Tagebuch. Auch in der Neuen Residenz war es kühl, und deshalb besichtigten wir sie. Nach dem Lauf durch die Räume war ich müde. Ich setzte mich in einen Ohrensessel, um mich auszuruhen. Da kam der Mann, dem ich vorher eine Eintrittskarte abgekauft hatte. „Was machen denn Sie hier?“ Aber was ich machte, mußte der Mann doch sehen, und ich antwortete deshalb: „Große Bohnen züchten!“ Darauf er wieder: „Aber das ist doch der Sessel des Franz von Schönborn!“ Ich sagte darauf nur: „Wenn Franz kommt, stehe ich schon auf.“ Aber der Franz hatte sicher Mittagspause. Darum stand ich schon vorher auf, denn die andern gingen auch alle.

Am nächsten Tag machten wir Bekanntschaft mit Treppenhäusern von Neumann. Man mußte nur dauernd nach oben schauen, denn Tiepolo malte immer an die Decken, weil an den Wänden sich schon zu viele Putten tummelten. In einer Strafanstalt, die auch reichlich mit Farbe und Gips bearbeitet worden war, zeigte uns ein Mann mit Bierstimme die aaaaaaangelaufene Läääääbensuhr und die aaaaaaaabgelaufene Läääääbensuhr. Wir konnten aber nicht warten, bis die aaaaangelaufene Uhr aaaaabgelaufen war und fuhren weiter nach Kitzingen. In Kitzingen taten wir etwas für die deutsch-amerikanische Freundschaft. Wir unterhielten uns mit Amis, weil wir sie für die Einheimischen hielten, denn die paar Bayern fallen da unten gar nicht auf. Langsam merkten wir, warum wir unsere Fahrräder mitgenommen hatten, denn es ging auch manchmal bergab, und man konnte wunderbar seine Freizeit dazu benutzen, sie zu ölen, zu putzen und die alte Luft aus den Reifen zu lassen und neue

reinzupumpen. Es war herrlich anzusehen, wenn jemand dastand und Luft in seine Schläuche blies, die dann leise flötend durch ein nicht vorgesehene Loch wieder entschwand. Als wir in Würzburg angekommen waren, legten wir viel Wert darauf, daß, wenn wir von einer Jugendherberge sprachen, die Betonung auf Berge lag. Unsere Mathematiker fingen schon an, nach ihren Erfahrungen zu berechnen, wie hoch die Herberge in Aschaffenburg lag.

In Würzburg trafen wir Mädchen, die auch auf der Suche nach kühlen Kirchen und vergipsten Treppenhäusern von Neumann waren. Einer unserer Kameraden zeigte uns wie ein Thermometer die Ankunft solcher Mädchenklassen an. Sah er in der Ferne einen Autobus, so kämmte er sich und setzte eine Sonnenbrille auf, kam der Bus dann näher, zog er eine lange Hose an, die mich sehr an die Verbindungsschläuche der D-Zug-Wagen erinnerte. Waren in diesem Bus aber keine Mädchen, so hielt er sich in der Nähe seiner Klassenkameradinnen auf, oder er beschützte sein Fahrrad, dem sich nur jemand mit gewaschenen Händen und geputzten Zähnen nähern durfte.

Aber auch in Würzburg gab es eine Residenz, die wir besichtigen mußten. Mit dem Lied „Dem Dackel ist die Bux geplatzt“ hielten wir dort Einzug. Nach einem Gewaltmarsch von einer halben Stunde hatten wir alle Räume gesehen und durften anschließend auch noch eine Burg, eine Kapelle und einen Mönch mit Staubsauger besichtigen. Am Abend gab es etwas Besonderes. Wir mischten uns unter die Eingeborenen und probierten den einheimischen Wein. Er schmeckte so gut, daß wir fast vergaßen, daß wir noch mit unseren Eltern verwandt waren und die letzten Briefmarken in Zahlung gaben. Der Portier in der Herberge, den wir nur noch Bademeister nannten, weil er sich innen mehr duschte als außen, empfing uns mit Ermahnungen und bat uns, . . . weil das auch schon mal vorgekommen sei. Am anderen Morgen sagte man uns, daß von nun an nicht mehr so viel



besichtigt würde. Wahrscheinlich, weil es draußen jetzt auch kühler war. Am nächsten Tag wuschen wir unsere Socken schon in Wertheim, denn wir hatten uns schon fast zu Radrennfahrern entwickelt. In der Herberge dort, die nach logarithmischen Berechnungen 123,34 Meter über dem mittleren Hochwasser der Tauber liegen mußte, war angeschlagen, daß da nur einer rauchen durfte, und das war der Schornstein. Der Schornstein durfte rauchen, und der Herbergsvater tat es und übertraf dabei alle Schornsteine in der Umgebung an Rauchentwicklung. Nachmittags gingen wir baden. Der Bademeister im Tauberschwimmbad machte uns auf Gefahren aufmerksam, die im Wasser und außerhalb des Wassers auf uns lauerten konnten. Es war ein sehr modernes Schwimmbad, in dem gleichzeitig die Luft an- und Fische am Leben gehalten werden mußten. Mit Tang und Algen hinter den Ohren und jungen Hechten unter den Armen benutzten wir eine Rutschbahn aus Wellblech. Als wir dreckig genug waren, gingen wir unter die Dusche, aus der keine Fische und Algen kamen, sondern Leitungswasser.

Unter Schnaufen und Schwitzen erreichten wir am nächsten Tag Miltenberg. Dort trafen wir auf echte Bayern, die uns bewiesen, daß man sich auch im Pullover mit Rollkragen waschen kann, ohne dabei am Hals naß zu werden. Noch am gleichen Abend begab sich Dr. Kunze in Lebensgefahr, indem er aus einem Vorgarten für Fräulein Röttgermann eine weiße Rose stahl. Rosen waren aber nicht das einzige, was gestohlen wurde. Ein Trupp spezialisierte sich auf Kirschen, ein anderer auf Coca-Cola-Schilder. Ein Einzelgänger brachte es sogar soweit, eine Speisekarte unbemerkt zu entwenden.

Die Herberge in Aschaffenburg stellte alle mathematischen Berechnungen auf den Kopf. Sie lag nämlich nicht auf dem berechneten Berg, sondern dahinter. Wir bekamen endlich einmal Einzelzimmer und abends Bratkartoffeln mit Wurst und Salat. Außerdem wurden noch die letzten Brötchen verzehrt, die in Würzburg gebürtig waren und auf die man treten konnte, ohne sie zu beschädigen. Unsere Mädchen begingen den letzten Tag in der Jugendherberge so festlich, daß sie ihr letztes Geld für Brausepulver opferten und am anderen Tag noch nach Lippenstift rochen. Das Wasser im Waschraum floß so gleichmäßig, daß einer von uns mit dem Fuß an den Sperrkränen unterhalb der Spülsteine drehen mußte, um Dr. Kunze zu dem Ausspruch zu bringen: „Das Wasser läuft so ungleichmäßig, wir müssen morgen eine Stunde eher aufstehen, um sauber zu werden.“

Die Fahrt am nächsten Tag verlief regelmäßig. Nur an einer Stelle mußte jemand Kaugummi in eine Weiche geklebt haben, denn der Eilzug verirrte sich auf eine Bimmelbahnstrecke und brachte das geregelte Leben in den Dörfern durcheinander.

Jeder von uns ist noch tief beeindruckt und denkt gern an die fränkischen Berge zurück. Der Arbeitsdienst hat dort unten doch eine große Leistung vollbracht.

Und W I R auch!

M. G.

„Wer rastet, der rostet.“

Shakespeare

EINMAL ANDERS!

Es gibt viele Menschen, die behaupten, Shakespeare sei nur ein Deckname. Der eigentliche Verfasser, der sich wegen seiner hohen Stellung nicht habe nennen wollen, sei Bacon, ein englischer Philosoph. Ebenso wollen sie wissen, daß der Stradforder so ungebildet war, daß er nicht einmal seinen Namen schreiben konnte. Es gibt in der ganzen Welt nur fünf Schriftzüge seines Namens, von denen man annimmt, daß Shakespeare sie eigenhändig geschrieben habe. Wenn sie echt sind, so ist mit Sicherheit anzunehmen, daß der Dichter seinen eigenen Namen auf verschiedene Art geschrieben hat. In seinem Testament hat er ihn so geschrieben: „J, William Shaekspere“. Ein anderes Mal schreibt er: „Shakspeare“, und auch: Wilm Shascpr“.

Ich selbst habe die zwölfbändige Ausgabe eines englischen Verlages in der Hand gehabt, in der er „Shakespere“ geschrieben wird. So gibt es keine Schreibweise für den Namen Shakespeares, die verbürgt, daß sie die richtige sei. Die Zahl der möglichen Schreibweisen beläuft sich auf ungefähr 4000 und mehr. Hier ein paar Beispiele:

Shakespeare
Shackspire
Sascpeare
Shakspare
Shasckpere
Schakespere
Shakespere
Shakespeare
Shagespeare
Chacsper
Shakspur
Shasckespeyr
Schascpur
Shakispere
Shakespear
Shakespeyre
Sascpeare
Shasckespeyr
Sascpere
Schascespeare

Daß sein Namenszug keineswegs leicht zu entziffern ist, zeigen diese beiden Beispiele:

Ich meine, ob man diesen großen Dichter Chacsper oder Shakespeare schreibt, ist nicht von Bedeutung. Die Hauptsache ist doch, daß er große Werke geschaffen hat. Daß Bacon der eigentliche Schöpfer dieser Werke ist, halte ich für sehr unwahrscheinlich, ebenso daß Shakespeare zu dumm war, seinen eigenen Namen zu schreiben, zumal doch historisch ist, daß er auch ein großer Schauspieler war.

Gottfried Ehrenstein, OIL.

Regenwetter

Dunkle Wolken zieh'n heran
und schon fängt's zu tropfen an.

An die Scheiben und auf's Dach
tropft der Regen, pitsche, patsch.

Die lieben Tiere auf der Weiden
wollen gern den Regen meiden.

Und die Täublein auf den Feldern
fliegen auf und in die Wälder.

Jeder rennt und jeder flitzt,
daß vor Regen er geschützt.

Bleibt der Regen lange aus,
wer soll dann die Pflänzlein gießen,
die jetzt aus der Erde sprießen?

Wenn dies geschäh, so Graus,
wir müßten Hunger stehen aus.

Dieter Blümel (10 Jahre), VR.

Auflösung des Silbenrätsels aus dem letzten „Wecker“:

1. Walter, 2. Elbe, 3. Riese, 4. Riemen,
5. Aster, 6. Säge, 7. Tante, 8. Esse,
9. Tiber, 10. Dame, 11. Esel, 12. Rate,
13. Riga, 14. Oma, 15. Seele, 16. Tiger,
17. Erde, 18. Tube.

Schriftleitung: Erika Günnemann.
Mitarbeiter: Siegfried Wernecke, Heide Westmeier, Gisela Rausch, Ingrid Knoblauch, Rita Wesling, Hermann Menshausen, Gerd Westmeier. Umbruch und Gestaltung: Werner Bruns. Vertrieb und Versand: Gerhard Fahrenholz. Anzeigenwerber: Manfred Glade, Hans Schäfer. Redaktionsadresse: Ibbenbüren i. Westf., Poststraße 26.

Postscheckkonto: Dortmund Nr. 82226.

„Der Wecker“, Schülerzeitung des Gymnasiums Ibbenbüren, ist Mitglied der „JUNGEN PRESSE, Nordrhein-Westfalen“, Landesarbeitsgemeinschaft jugendeigener Zeitungen.

Druck: Ibbenbürener Vereinsdruckerei GmbH.

Was meinst Du?**Hans Seel, Student der Philologie, schrieb dem „Wecker“:**

Ich begrüße von ganzem Herzen den Entschluß der Schriftleitung des „Wecker“, Probleme aus dem Schulleben zur Diskussion zu stellen, und als „Ehemaligem“ bereitet es mir ein großes Vergnügen, zu dem in der letzten Nummer gestellten Thema: „Was läßt sich für oder gegen das Ausgeben von Schulzeugnissen sagen?“ meine Meinung zu äußern.

Gleich zu Anfang möchte ich darauf hinweisen, daß die oben gestellte Frage nur ein Teilproblem darstellt, das sich meiner Auffassung nach nur lösen läßt, wenn man eine Antwort auf folgende Frage, die ich für grundsätzlich halte, findet: „Entspricht das Ausgeben von Schulzeugnissen in ihrer heutigen Form den Gegebenheiten einer modernen ganzheitlichen Erziehung?“

Die Eingangsfrage kann man hingen auch verengen und so formulieren: „Was läßt sich für oder gegen das Ausgeben von Noten für die einzelne Arbeit des Schülers sagen?“ Auch diese Frage ist grundsätzlich; denn die Zeugniszensur ist mehr oder weniger das errechnete Ergebnis der einzelnen Leistungen aus einem größeren Zeitabschnitt. Ich werde zunächst auf die letzte Frage eingehen, um dann später auf die übergeordnete zurückzukommen.

Ich glaube, daß jede Leistung des Schülers beurteilt werden muß! Das liegt im Interesse des Lehrers und des Schülers. Nur so kann sich der Lehrer, der ja eine Unmenge von Mädchen oder Jungen zu betreuen hat, ein unbestechliches, genaues Bild über die Leistung des einzelnen machen und seiner Aufgabe gerecht werden. Nur so ist ein gutes, rationelles Arbeiten des Schülers möglich. Im übrigen würde kaum ein Mädchen oder Junge damit zufrieden sein, wenn ihnen ein Lehrer die Beurteilung ihrer Arbeit vorenthalten würde. Die seelische Spannung vor deren Empfang ist ganz natürlich. Sicher gibt es Schüler, deren Empfindsamkeit unter dieser Spannung fast krankhaft ansteigt, aber das sind Ausnahmefälle, die wohl mehr in das Ressort eines Psychiaters als eines Erziehers gehören.

Die Beurteilung einer Leistung in der Schule ist auch darum wünschenswert, weil sie den Schüler auf das Leben vorbereitet; denn im Beruf hängt das Vorwärtskommen eines Menschen zum großen Teil von der Beurteilung des Vorgesetzten ab.

Auch schult sich das Urteilsvermögen des Schülers, der sich ja doch nach der Anfertigung einer Arbeit nach ihrem Wert fragt, an dem Endurteil des Lehrers.

Allerdings halte ich die Form der Beurteilung, in der sie heute geschieht, für sehr unvollkommen. Eine Note, wie etwa ein „befriedigend“, zeigt dem Schüler oft nur ungenau den Wert seiner Arbeit an. Ein Notensystem, wie etwa das französische Zwanzigpunkte-

system, scheint mir genauer und objektiver zu sein. Ferner müßten die Mängel und Vorzüge in einer weiteren Beurteilung des Lehrers dargelegt und die Note begründet werden. Und das gilt nicht nur für die schriftlichen Arbeiten, sondern auch für die mündlichen. Der Schüler wäre dafür sehr dankbar und seinen heimlichen Anklagen, der Lehrer sei gegen ihn ungerecht gewesen, wäre von vornherein der Boden genommen.

Die meisten Punkte, die ich zur Beantwortung der ersten Frage vorgebracht habe, treffen auch für die zweite zu. Ich halte daher die Ausgabe von Schulzeugnissen, die über die augenblicklich geistig-seelische Situation eines Schülers ein genaues Bild abgeben, für sehr gerechtfertigt, auch darum, weil sie eine gerechte Auswahl der Besten der Klasse ermöglichen.

Noch ein Wort zu der „Angst“, die den „schlechten“ Schüler vor der Ausgabe der Zeugnisse heimsucht. Der Grund dafür liegt jedenfalls nicht so sehr in den Zeugnissen selbst, sondern viel häufiger in der Kälte und Lieblosigkeit der Eltern, die ganz vergessen, daß ihr Kind auch nur ein Mensch ist und keine Arbeitsmaschine, daß es natürlichen Schwankungen unterworfen ist, daß es vielleicht doch nicht so begabt ist, wie sie es gern sähen. Und der Lehrer sollte doch aufhören, den Schüler durch die Androhung einer schlechten Zeugnisnote zu verängstigen und ihm dadurch den letzten Rest an Sicherheit zu nehmen. Ihm muß es daran liegen, gerade weil er Erzieher ist, weil ihm das seelische Geschehen im Kind nicht gleichgültig sein darf, solche Angstverkrampfungen zu verhüten oder zu lösen.

Und das geschieht durchaus nicht durch das Abschaffen der Zeugnisse. Wenn ein Schüler trotz seiner Begabung wegen seiner Faulheit eine schlechte Note zu erwarten hat, dann muß er die Folgen auch in Kauf nehmen, dann soll er ruhig Aengste durchstehen; die sind dann nicht von Schaden. Die durch eine schlechte Note verdorbene Weihnachtsfreude kann doch wohl kaum ein Grund zur Aufhebung des Zensurensystems sein. Schließlich ist der Aerger eines Angestellten, weil er seinen Omnibus verpaßt hat, kein Grund, die Omnibusse abzuschaffen.

Warum also die Zensuren angreifen, wenn der Fehler ganz woanders liegt? Ueber den Wert der Zensur an sich besteht kein Zweifel. Diskutieren aber kann man über die Frage, ob ein Zensurensystem, wie es heute an der Schule gewöhnlich angewandt wird, der neuzeitlichen Erziehung noch angemessen ist.

Dem Verfasser des ersten Artikels in der letzten Nummer des „Wecker“ ist an einer Stelle die ganze Fragwürdigkeit dieses Systems aufgegangen, wenn

er sagt: „Es kann ja sein, daß ein Schüler nur um der guten Zensuren willen arbeitet, um so möglich viel „1“ oder „2“ zu haben, und das ist doch bestimmt nicht der Sinn der Zeugnisse.“ Warum eigentlich nicht? Jedenfalls zählt heute immer noch die „1“ eines weltfremden, unkameradschaftlichen, verwässerten Strebers mehr als die „4“ eines redlich schaffenden Jungen, der von dem Sinn und der Bedeutung seiner Arbeit weiß. Und dabei ist doch ein Wissen, das dem Bewußtsein des Schülers als wertlos gegenwärtig ist, oder dem der Wert nur in einer bloßen Nummer zu bestehen scheint, verhängnisvoll. Es markiert die Spaltung von Charakter und Geist, um deren Einheit es dem Erzieher zu tun sein muß. In keiner Weise läßt ein Zeugnis in der heutigen Form auf den Charakter schließen, wie es der Verfasser im zweiten Aufsatz des „Wecker“ meint. Die drei oder vier Anfangsnoten auf dem heutigen Zeugnis für Ordnung, Fleiß usw. berühren die Charaktererziehung nur am Rande. Sollte deshalb die Beurteilung der intellektuellen Leistung eines Schülers nicht die Beurteilung seines charakterlichen Strebens parallel laufen? Und zwar eine Beurteilung, die kein Urteil ist, sondern ein Versuch des Verstehens, des Verstehens auch für die manchmal so überraschenden Schwächen des Intellekts?

Meiner Meinung nach soll ein Zeugnis, wie schon oben gesagt, ein umfassendes wirklichkeitsgetreues Bild von der augenblicklichen geistig-seelischen Situation eines Schülers darstellen. Dieses Zeugnis muß vor allem wahrhaftig sein und dem Schüler den Eindruck einer gerechten Beurteilung geben. Freilich, das ist nicht immer leicht zu verwirklichen. Aber ein Verantwortungsbewußter Lehrer wird sich bei jeder Note, die er ausstellt, fragen: „Bin ich gerecht? Ist meine Beurteilung vielleicht nicht doch von anderen Dingen abhängig als den wirklichen Leistungen des Schülers?“ Gerade wegen dieses Problems richtet sich die Frage „für oder gegen Ausgabe von Zensuren“ an den Erzieher. Sobald er sie nicht mehr stellt, handelt er verantwortungslos. Sicher, ein robuster Junge verschmerzt sehr schnell eine ungerecht schlechte Zensur, aber bei einem sensiblen Mädchen kann sie die schwersten seelischen Folgen nach sich ziehen.

Der junge Mensch will verstanden werden auch in den Zensuren im Zeugnis; er braucht das herzliche Bemühen des Erziehers um Verständnis, gerade weil er es allzuoft im Elternhaus vermissen muß. So meine ich, kann man den Wert eines gerechten Zeugnisses, von einem verständnisvollen Lehrer ausgestellt, nicht mehr anzweifeln.

Hans Seel.

Was meinst Du?

Hand aufs Herz

Es ist nur zu begrüßen, daß jetzt der Anlauf gemacht wird, hier Probleme zu diskutieren, die uns Schüler alle angehen. Es ist Euch zu danken, Ihr Obersekundaner, daß Ihr mit einem gewiß nicht leichten Thema begannt, und es ist im Sinne einer Diskussion zweifellos erfreulich, daß Eure Betrachtungen einige Kritik herausfordern.

Ihr beschäftigt Euch also mit dem Ausgeben von Schulzeugnissen. Es ist eigentlich schade, daß Ihr durch das Wort „ausgeben“ das Thema — vielleicht unbeabsichtigt — stark einschränkt. Denn das Zeugnis als solches, die Berechtigung seiner Form und die Methode der Beurteilung sind dabei ja die Kernprobleme.

Doch habt Ihr Euch nun über die Ausgabe von Zeugnissen Gedanken gemacht und Ihr erlaubt, daß ich einiges dazu bemerke.

Die Dinge, die Ihr vorbringt, sind erschreckend. Es klingt so, als ob unsere Schulzeit nahezu ausschließlich mit niederdrückenden Erinnerungen beladen ist, durch die unheimlich und gespenstisch das Zeugnis geistert. Denn Eure ernsthaft beschwörenden, sozusagen mit Grabesstimme vorgebrachten Ueberlegungen beschäftigen sich größtenteils mit den furchtbaren Folgen, die so ein Zeugnis nach sich ziehen kann wie jener vielzitierte „Fluch der bösen Tat“. Da ist von schlaflosen Nächten, von maßlosem Zorn der Eltern, von Minderwertigkeitskomplexen, von verdorbener Feststimmung und vermässelten Ferienfreuden, von Gesundheitsschwund, Selbstmord und ähnlichen erschreckenden Dingen die Rede.

Erlaubt mir, etwas ungläubig den Kopf zu schütteln! Habt Ihr da nicht etwas übertrieben?

Ein mißbratenes Zeugnis erfüllt uns doch wohl in erster Linie mit unsanften Empfindungen gegen unsere verehrten Lehrer. Zum anderen fühlen wir uns dann meistens schmähsch verkannt. So ein Zeugnis sollte uns wirklich an dem „Wert unserer Persönlichkeit“ zweifeln lassen? Die ist doch in unseren Augen — Hand aufs Herz — über jeden Zweifel erhaben!

Daß Zeugnisse — zumal zu Ostern — sehr niederdrückend wirken können, kann niemand bestreiten. Habt Ihr aber bedacht, daß die Erwähnung so erschreckender Folgen, die sich aus der zweifellos falschen Auffassung vom Zeugnis ergeben, eine einzige laute Anklage ist gegen Unverständnis, Geltungssucht und Lieblosigkeit von Eltern und Lehrern? Eine Anklage gegen Eltern, die kein Verständnis zeigen für die fehlende Begabung ihrer schuldlosen Kinder, für innere Nöte und Krisenzeiten, die jeder Jugendliche in seiner Entwicklung durchzustehen hat?

Gegen Lehrer, die ihre Schüler wegen der Härte ihrer Erziehungsmethoden zittern machen?

Es bleibt nur zu hoffen, daß Euer Pessimismus übertrieben ist, denn sonst

hätten wir wahrlich keine Veranlassung, auf unsere fortschrittlichen Erziehungsmethoden stolz zu sein.

Nach dem sich nun beide Verfasser ernsthaft mit den vermaledeiten Folgen des Zeugnisses auseinandergesetzt haben, kommen sie merkwürdigerweise zu verschiedenen Ergebnissen.

Frl. egü ist wegen der schlimmen Folgen einer falschen Einstellung zum Zeugnis für seine völlige Abschaffung. Dabei begeht sie allerdings einen offensichtlichen Denkfehler. Heißt es nicht, am Problem vorbeizureden, wenn man Einwand auf Einwand häuft, aber nicht gegen das Zeugnis an sich, sondern gegen die Folgen, die eine falsche Einstellung dazu hervorbringt?

Das ist so, als wollte man spinale Kinderlähmung heilen, indem man eine Folgeerscheinung der Krankheit, also meinetwegen Zahnpfäule, zu bekämpfen sucht.

Das Uebel an der Wurzel packen, heißt auch, seine Begleiterscheinungen auszuschalten, niemals aber umgekehrt. Und die Wurzel unseres Problems liegt ja in dem Zeugnis an sich, in der Frage nach der rechten Beurteilung und den Grenzen einer Zensur.

Das Zeugnis in irgendeiner Form ist notwendig — hauptsächlich, weil wir sonst — wir alle! — nicht zur regelmäßiger Arbeit zu kriegen wären. Diese Erkenntnis, besser gesagt: Selbsterkenntnis, macht eigentlich alle Gegenargumente überflüssig, sie löst aber das Problem Zeugnis keineswegs.

Ein Zeugnis hat Vorteile. Es gibt uns den Maßstab für den Wert unserer Arbeit, es hält uns dauernd auf dem laufenden über unseren augenblicklichen Leistungsstand und schärft gerade durch

seine Unvollkommenheit die kritische Urteilskraft in uns.

Denn das Zeugnis in unserer heutigen Form hat zweifellos viele Unvollkommenheiten. Da ist das Zensurensystem von sehr gut bis ungenügend. Viel verschrien, immer wieder angegriffen und doch erstaunlich lebensfähig.

Was ersieht man denn aus diesen Zensuren?

Einzig und allein die intellektuelle Begabung eines Schülers in der Verbindung mit Fleiß oder Faulheit. Die verzweifelten Anstrengungen eines Unbegabten werden mit demselben „Ausreichend“ „belohnt“, wie die gleichgültige Faulheit eines Begabten. Wer kann da behaupten, aus dem Bild der Zensuren auf den Charakter eines Schülers schließen zu können? Nie und nimmermehr ist das möglich!

Und darum, weil das Zeugnis in der jetzigen Form nur eine Komponente aus Begabung und Fleiß zu beurteilen vermag, ist es unvollkommen.

In dem Bestreben jedes Pädagogen aber muß es liegen, von seinem Zögling ein gerechtes, der Wahrheit entsprechendes Bild zu zeichnen. Es wäre also mindestens erforderlich, daß neben den gewohnten Zensuren ihre Erklärung und Begründung sowie eine charakterliche Beurteilung in das Zeugnis aufgenommen würden.

Dann ersparte man einmal Eltern und Lehrern ihre bitteren Enttäuschungen in bezug auf ihre Kinder und Lehrlinge, zum anderen diesen selbst das Gefühl, sich ungerecht zurückgesetzt zu wissen, das zu folgenschweren Komplexen führen kann.

Ob diese Vorschläge etwas an unseren gegenwärtigen Zuständen ändern? Es wäre wohl zu schön, um wahr zu sein. Doch ist nicht auch schon die Möglichkeit, offen über diese Dinge reden zu können, etwas Schönes?

Was meinst Du?

Christoph Moser, OI.

DER FALL *Nelson*

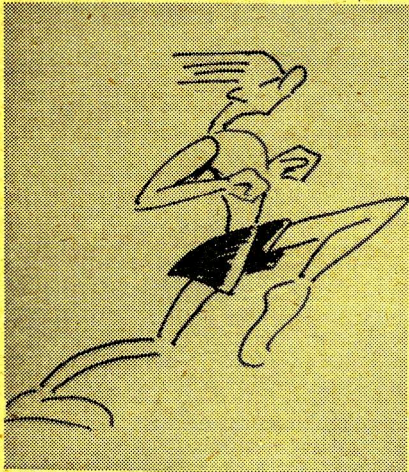
(4. Fortsetzung)

„Also, Anderson,“ sagt der Inspektor, schnippt mit seinen Fingern und lehnt sich gemächlich in seinem Bürostuhl zurück, „Sie machen das in Ordnung! Sie wissen ja! Fliegen mal 'n bißchen nach diesem komischen Nest und erkundigen sich über diesen Nelson! Seinen Wohnort hat er uns ja im Notizbuch mitgeteilt, das ein freundlicher Finder uns 'reingereicht hat. Na, Anderson, dann Hals- und Beinbruch. Bis auf weiteres! Können solange bleiben, wie's Ihnen gefällt. Vor allem schnüffeln Sie 'n bißchen nach Nelson. Den bring' ich zur Strecke, können sich drauf verlassen! Tut mir leid um den armen Tom Harper. Good bye! Anderson!“ — „Good bye, Inspektor,“ erwidert der junge Detektiv. An einem Streichholz kauend, schlendert er zur Tür hinaus.

Als Detektiv Anderson aus dem Polizeigebäude tritt und sich durch das Menschengewühl drängt, spähen ihm ein Paar teuflische Augen aus einem Hauingang nach und ein höhnisches Grinsen huscht über das Gesicht eines schäbig gekleideten weißen Mannes.

Gleichmäßig surrt der Propellerantrieb des Hubschraubers, den der Inspektor seinem besonders begabten Detektiv Anderson zur Verfügung gestellt hat, um nach Nelson, dem Mörder des schwarzen Dieners von Mr. und Mrs. Clark, zu forschen.

Die Besatzung des Hubschraubers besteht aus zwei Mann, dem Piloten und Andersen, der mit völlig gleichgültigem Gesicht die herrliche Landschaft unter sich mustert. Er weiß, wie gefährlich seine Forschung nach Nelson werden kann, wieviele Gefahren ihm auflauern können. Aber er vertraut sich, seiner



Die Bundesjugendspiele 1954

Das größte Sportereignis des Sommers in unserer Schule — die Bundesjugendspiele — liegen hinter uns. Trotz des strömenden Regens bei den Wettkämpfen der Jungen und trotz der auch nicht gerade rosigen Witterung bei den Wettkämpfen der Mädchen tat es doch den Leistungen im allgemeinen keinen großen Abbruch. Wir interviewten Frau und Herrn Dr. Knoblauch:

„Es ist klar, daß das Wetter die Höhe der Leistungen beeinflusst hat. Sie sind aber nur wenig niedriger als in den Vorjahren. Die größten Erfolge bei den Wettkämpfen hatte die Mittelstufe.“

Die Siegerehrung mit den Aufführungen der Volkstänze, mit den Staffelläufen und den Mannschaftsspielen findet leider wegen der schlechten Witterung nach den großen Ferien statt.

Die Ehrenurkunde erhielten:

1. Jungen: Wolfgang Meyer (OIIIa) 72,5 Punkte, Boris Plewka (UIIa) 68 P., Dieter Züge (UIIIa) 67 P., Jürgen Westermann (IVa) 63,5 P., Egbert Eiter (OIIIa) 61,5 P., Hans Gegenmantel (UIIIb) 60,5 P., Kay Ziegfeld (OIIIa) 60 P., Jürgen Reusch (UIIIb) 59 P., Manfred Bündgen (OIIIb) 59 P., Ernst Ulrich Zurhorst (VI) 58,5 P., Heinz Wisse (OII) 58,5 P., Heinz Owerfeldt (UIIIb) 57,5 P., August Beckemeyer (OII) 57,5 P., Wolfgang Sowa (OIIIa) 57 P., Sven Kratz (UIIIc) 56 P., Wolfgang Din-

ter (OIIIa) 55 P., Ingo Mersch (OIIIb) 55 P., Hans Hermann Sundermann (OIIIb) 55 Punkte.

2. Mädchen: Inge Kaus (IVa) 67 P., Christel Berkemeyer (UIIa) 67 P., Gertrud Eiter (UIIa) 67 P., Ursula Geister (V) 64 P., Evelyn Lämprecht (OIIIc) 62,5 P., Isolde Heinrichs (UIIIc) 62 P., Dagmar Pagendarm (OIIIc) 61,5 P., Ursula Strotmann (OIIIc) 58 P., Renate Ungruh (OIIIc) 58 P., Margot Nienau (OIIIc) 57,5 P., Hanne Geesmann (UIIa) 57,5 P., Ingrid Knoblauch (UIa) 57,5 P., Silvia Nissen (UIIIc) 56 P., Hannelore Malchow (UIIIa) 55,5 Punkte.

Außerdem erhielten 120 Jungen und 82 Mädchen die Siegerurkunden der Frau Kultusminister Teusch.

„Der Wecker“ gratuliert allen Siegerinnen und Siegern!

Am 21. Juli haben die Mädchen unseres Gymnasiums beim ersten Sportfest der Höheren Mädchenschulen Westfalen-Lippe den zwölften Platz belegt. Eine beachtliche Leistung für die Mädchen unserer Schule.

Am 31. August und am 1. September finden in Osnabrück die Grenzlandwettkämpfe statt. Die drei besten Sportler jedes Jahrgangs unseres Gymnasiums werden an den Wettkämpfen teilnehmen.

Wir wünschen viel Erfolg!

Heiner Hackmann schrieb uns

Lieber Wecker!

Ich fand in Deiner letzten Nummer einen Artikel, der mich als alten Sportreferenten der Schule sehr gefreut hat: „Wir spielen wieder Handball!“

Der Gedanke ist wirklich vortrefflich, denn es wird wahrlich höchste Zeit, daß am Gymnasium in Ibbenbüren endlich einmal vernünftig Handball gespielt wird, zum erstenmal vernünftig, denn was auf diesem Gebiet bis jetzt gezeigt wurde, war — nun, zum mindesten beschämend.

Ich war selbst dabei, als wir gegen Rheine und Tecklenburg nicht nur ziemlich, sondern sogar peinlich eindeutig verloren. Nein, von Handballruhm kann man da wirklich nicht sprechen. Also ist es Zeit, dem abzuhelfen, und ich halte deshalb den Gedanken, endlich damit zu beginnen, für ausgezeichnet.

Nur ist — entschuldigt — der Gedanke das einzig Richtige an Euerm Vorschlag, denn so wie Ihr es machen wollt, geht's einfach nicht. Das hieße — um das uralte Sprichwort zu gebrauchen —, das Pferd am Schwanz aufzäumen.

Durch Eure komplizierte Pokalrunde erreicht Ihr höchstens, daß vier oder fünf Spieler, die für den Handball besonders begabt sind, ganz ordentlich spielen lernen, doch eine Schulmann-

schaft bekommt Ihr nie zusammen. Die erhaltet Ihr nur durch regelrechtes Training, und zwar im Training außerhalb der eigentlichen Sportstunden.

Seht Euch einmal eine gute Handball- oder Fußballmannschaft beim Training an. Kindliche Spiele treiben die — neben der Leichtathletik, die unbedingt dazu gehört —, Seilchenhüpfen, Ballwerfen usw. Das mag einem komisch und langweilig vorkommen, wenn man es sieht, aber die Grundlagen des Spiels lernt man dadurch viel besser, als wenn man in Pokalspielen versucht, zu gewinnen und möglichst viele Tore zu werfen. Ihr müßt erst den Ball in allen Situationen beherrschen lernen, dann werdet Ihr sehen, daß Ihr weiterkommt und könnt Euch nach einiger Zeit auch in Vergleichsspielen gegen andere Schulen sehen lassen.

Ich mache Euch daher einen anderen Vorschlag: Alle, die gern Handball spielen möchten, sollen sich zusammen tun und ihre Sportlehrer bitten, das Training zu leiten.

Vor einiger Zeit hatten wir schon das Gleiche vor, wir hatten auch schon angefangen zu trainieren, doch scheiterte die Sache an mangelndem Interesse von seiten der Schüler.

Also, macht es besser und laßt bald mit einem Handballsieg über eine andere Schule von Euch hören!

Heiner Hackmann.

Erfahrung, seiner Ausbildung und nicht zuletzt seinen Körperkräften. Anderson ist für sein Alter ein ungewöhnlich großer, kluger, ja manchmal verschlagener junger Mann. Er hat ein sympathisches Gesicht mit schwarzen Augen und einem energischen Kinn. Sein ganzer Stolz ist sein pechschwarzer Lockenkopf. Besonders ausgezeichnet hat er sich in Verbrecherjagden, ob im U-Bahn-schacht, im Straßengewirr oder hoch oben in den Wolkenkratzern. Schnell wurde er zum Liebling aller Polizisten, ja des ganzen gewaltigen Polizeiapparats von Chicago, aber zum Schrecken und Haß aller Verbrecher. Aeußerlich ein gleichgültig, lässig erscheinender junger Mann, ist er ungewöhnlich begabt und kombiniert glänzend, vor allem, wenn es heißt, etwas zu definieren, aus ein paar Brocken eine vollständige Geschichte herauszuknobeln.

Anderson also sitzt neben dem Piloten im Hubschrauber. Er sieht den Dingen, die ihn erwarten, gefaßt entgegen. Er stellt sich noch einmal kurz den Sachverhalt vor Augen: Tom Harper, ein schwarzer Diener, ist mit aller Wahrscheinlichkeit von einem gewissen Nelson ermordet worden. Warum, das soll er in den nächsten Tagen herausfinden. Ist Nelson ein Schwarzer, ein Weißer? Nichts ist über ihn bekannt. Es gibt Unzählige mit Namen Nelson.

Doch Anderson soll etwas von dem Nelson erfahren, der in Hamilton, einem kleinen Nest in Texas, wohnt oder gewohnt hat. . . .

Hamilton! Hm, denkt Anderson, Hamilton; hoffentlich ist da ein Hotel für mich! Hört sich nicht sehr großartig an!

Da wird er — vom Piloten am Arm gezupft! „Anderson,“ schreit der Pilot, um den Motor zu übertönen, „dort müßte nach der Karte dieses komische Hamilton liegen!“

„Gut,“ schreit Anderson zurück, „setz mich ab!“

Der Hubschrauber verliert an Höhe. Er senkt sich auf das Dorf herab. „Hm, Hamilton!“ brummt Anderson vor sich hin. — (Fortsetzung folgt.)

Naturfreunde unter sich

Zeitschrift der Biologischen Arbeitsgemeinschaft

3. Jahrgang

Nummer 3

Lieber Naturfreund!

Immer wieder freue ich mich, wie fleißig ihr für unsere Zeitschrift schreibt. Diesmal sind es besonders die Erlebnisberichte von euren Klassenfahrten, auf denen ihr auch mit offenen Augen die Flora und Fauna unserer Heimat beobachtet habt.

Nun beginnen auch bald wieder die langen Sommerferien! Ihr werdet in eurer Freizeit hinausgehen in die schöne Natur und lauschen und schauen. Ich hoffe, daß ihr und auch viele andere eurer Mitschüler und Mitschülerinnen dann auch für die nächste Nummer unserer „Naturfreunde unter sich“ wieder einige nette Berichte über Selbsterlebtes schreiben werdet.

Ich wünsche euch für die Ferien recht gute Erholung und viel Freude im Umgang mit unserer lieben Mutter Natur.

Euer Naturfreund

Meine Lieblingsbeschäftigung in der Freizeit

Die meisten Menschen haben eine Lieblingsbeschäftigung. Sie wollen nicht den Tag mit der Dienstzeit beenden, sondern sich nach ihrer Pflichterfüllung mit dem abgeben, was ihnen am meisten Freude bereitet und was nicht zu ihrer täglichen Arbeit gehört. So beschäftige ich mich in der Freizeit mit Pflanzen.

Wenn ich Pflanzen sammeln gehe, nehme ich ein Notizbuch, Pflanzenbestimmungsbücher, Pinzetten, ein Vergrößerungsglas, eine Handpresse und einen Fotoapparat mit. Beim Sammeln kann ich nicht einmal hierhin und einmal dorthin gehen. Daher habe ich einen festen Plan, nach dem ich in der Woche einmal in dem ganzen Gebiet gewesen bin. Zuerst sehe ich auf der

Pflanzentabelle nach, welche Pflanzen man in dem Monat blühend antreffen kann und wo sie zu finden sind.

So wandere ich einen Weg entlang, sehe bald nach rechts in den Wald, bald nach links auf eine Wiese. Plötzlich entdecke ich am Waldesrand eine weißblühende Pflanze, die ich in diesem Gebiet noch nie gesehen habe. Ich nehme die Pflanzenbestimmungsbücher, das Vergrößerungsglas und die Pinzetten aus der Tasche. Zuerst muß ich bestimmen, ob die Pflanze Samen erzeugt. Ja, also zum zweiten Punkt: Was für Blätter hat die Pflanze? „Parallelnervige Blätter.“ Somit komme ich zu den Pflanzen mit parallelnervigen Blättern. Hier entscheidet es sich, zu welcher Familie die Pflanze gehört. Nach vielen Punkten endlich steht das Wort „Orchideengewächse“. Dort geht das Bestimmen weiter, bis ich endlich die Art gefunden habe. Es ist das großblütige Waldvöglein.

Nun zerlege ich die Pflanze und lege die einzelnen Teile in die Handpresse mit einem Zettel, auf dem folgende Angaben stehen: „Standort: Am Rande eines Buchenwaldes, Kalkboden. Anzahl: Zehn Pflanzen. Datum. In der Nähe wachsen Waldmeister und Buchen. Name: Großblütiges Waldvöglein.“ Den Namen schreibe ich mit lateinischem und deutschem Namen. Dann wird die Presse geschlossen. Den Zettel mit den Angaben muß ich beifügen, damit ich die gepreßte Pflanze nicht mit anderen verwechsle.

Bei jeder Pflanze ist die Schwierigkeit des Bestimmens verschieden groß. So gibt es oft Pflanzen, bei denen ich drei- oder viermal von vorn anfangen muß, weil ich beim Bestimmen einen Fehler gemacht habe.

Wenn ich nach mehreren Tagen die Pflanze aus der Presse nehme, klebe ich sie in das Herbarium ein und beschrifte die einzelnen Teile. Besonders schöne Pflanzen fotografiere ich, weil oft das Bild von einer Pflanze ihr Leben in der Umgebung verdeutlichen kann.

So habe ich wieder eine neue Pflanze in meinem Herbarium. Bei dieser Beschäftigung lernt man die Heimat mit ihrer schönen Pflanzenwelt kennen.

Wilfried Ernst UIIb.

An einer Reiherkolonie

Wie so viele andere Klassen, so sollten auch wir dieses Jahr zum ersten Male eine Klassenfahrt machen, eine Fahrt zum Dümmersee. Hier sollte ich nun meine ersten Reiherhorste finden und beobachten.

Schon am ersten Tag war uns der Fischreiher mit seinem oberseits bläulichgrauen und unterseits weißen Gefieder aufgefallen. Wir beobachteten ihn beim Fischen — denn der Fischreiher lebt, wie der Name sagt, von Fischen und Kleintieren, ähnlich wie der Storch. Wir sahen, wie er regungslos im seichten Wasser stand, bis sich ein Fisch ihm näherte. Dann schnellte er seinen Hals pfeilschnell vor und fing den Fisch mit seinem langen Schnabel.

Allein diese Beobachtungen reizten uns dazu, nun auch seinen Brutplatz, d. h. die Reiherkolonie, zu finden und kennenzulernen. Doch dies war leichter gesagt als getan. Wir wußten zwar, daß die Kolonie in den nahe am Dümmer liegenden Stemmer Bergen zu finden war. Aber deren Ausdehnung war groß.

Wir sollten jedoch an jenem Tag Glück haben. Es dauerte gar nicht lange, da bemerkten wir einen Reiher, der sich dem Wald mit raschen Flügelschlägen näherte. Wir erkannten ihn sofort, denn ein Reiher trägt — im Gegensatz zum Storch — im Flug den Hals S-förmig gebogen. Wir verfolgten den Reiher mit unseren Gläsern, bis er in den Baumkronen verschwunden war. Nun galt es, die Stelle, an der

sich unser Reiher niedergelassen hatte, aufzusuchen und den Reiher auf seinem Horst zu beobachten. Unser Suchen sollte auch belohnt werden. Wir hatten das Glück, die Reiherkolonie zu finden. Oben, in der Spitze von 20 und mehr Meter hohen Buchen hatten die Fischreiher ihre Horste, in denen sie ihre Jungen großzogen. Es waren aber nicht etwa fünf oder zehn Horste da, sondern wohl über 25 nebeneinander, ja sogar manchmal zwei oder drei Horste in einem Baum. Die Zweige schaukelten so sehr, daß wir fürchteten, die Nester würden mit ihren Bewohnern herunterfallen. Wir beobachteten, wie die Alten ihre hungrigen Jungen fütterten. Am Boden, der vollständig weiß war, fanden wir neben einem alten Horst, einigen Fischresten und sogar ganzen Fischen einen jungen toten Reiher, der vielleicht aus Versehen aus dem Nest gefallen war oder auch wegen Platzmangels von den Eltern herausgeworfen worden war. Dies alles beeindruckte uns sehr. Sollten wirklich die Eltern das Junge aus dem Nest geworfen haben, so zeigte sich darin wieder das im Notfall instinktmäßige Handeln der Tiere.

In der Mittagszeit kehrten wir dann um ein Erlebnis reicher wieder zu unserem Bauer zurück.

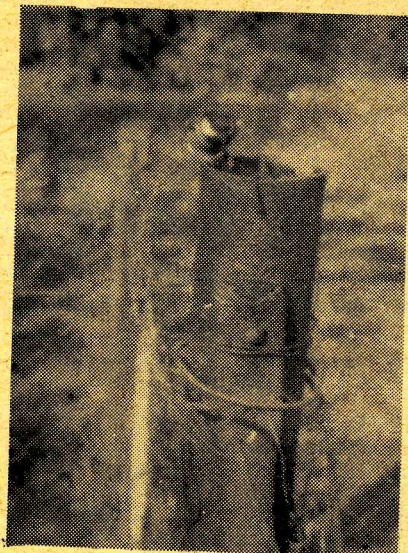
Heinz Farbig OIIIb.

Eigenartige Niststätte einer Kohlmeise

Unsere lieben, kleinen Kohlmeisen sind in der Wahl ihrer Niststätten wegen ihrer allgemeinen Wohnungsnot wenig anspruchsvoll. Ein weites oder enges Einschlußloch spielt keine Rolle. So ist es vorgekommen, daß manche in Briefkästen, Mauerritzen, Taschen von Vogelscheuchen, sogar in Pumpen, also in den ausgefallensten Schlupfwinkeln ihre zahlreichen Jungen großzogen.

Aber es kam uns doch sehr ungewöhnlich vor, als Viktor Lotze am 27. April 1953 berichtete, bei ihm zu Hause im Garten sei ein Kohlmeisenest in einem Eisenpfahl von 8,5 cm Durchmesser in einer Tiefe von etwa ein Meter. Am nächsten Tag schon vergewisserte ich mich und sah, daß es tatsächlich stimmte. Wie oft beobachteten wir die unermüdliche Kohlmeise mit einem Hälchen herbeifliegen, zuerst auf den nahen Zaun, dann, wenn sie sich vergewissert hatte, daß keine Gefahr da war, flog sie auf den Rand des Eisenpfahls, um im nächsten Augenblick kopfüber im Innern zu verschwinden. Wenn man es geschickt anstellte und den Kopf ganz an eine Seite des Pfahles preßte, daß noch Licht hineinfiel, konnte man die Kohlmeise auf dem Nest sitzen sehen. Sie hatte ihren Kopf nach oben gerichtet und ihre Augen glühten förmlich. Am 29. April schon waren im Nest drei Eier festzustellen. Auch Dr. Knoblauch besichtigte am 7. Mai die ungewöhnliche Niststätte. Er beobachtete, daß sich die Kohlmeise zum Brüten von oben nach unten rutschen ließ; aber wie sie es machte, wieder herauszukommen, war auch ihm unerklärlich, da ja die Länge

eines Flügels schon 7,7 cm beträgt, während der Durchmesser des Eisenrohres 8,5 cm betrug. Später konnte Viktor beobachten, daß die Kohlmeise



Kohlmeise auf einem Eisenpfahl, in dem sie unten ihr Nest hat

Foto: H. Meyer, OIIIa.

einfach an der Innenseite des Pfahles emporkletterte. Wie sie aber das an der glatten Wand vollbrachte, mag dahingestellt bleiben.

Nun enthielt das Nest schon elf helle, gesprenkelte Eier. Nah aneinander füllten sie fast die Grundfläche des ganzen Pfahles aus. Herr Dr. Knoblauch meinte,

daß die Eier bei dem andauernden Regen wohl nicht zum Ausschlüpfen kommen würden, da das Wasser nicht schnell genug abfließen kann, so daß die Eier oft im Wasser liegen würden. Die kleine Kohlmeise war aber so tapfer und hüllte ihre Eier so sorgfältig mit ihrem Federkleid ein, daß doch noch am 19. Mai neun Jungvögel schlüpften.

Am 11. Mai konnte ich die Kohlmeise fotografieren. Ich hatte den Apparat ein Meter vor dem Pfahl aufgestellt und löste mit einem Band den Verschluss aus, als die Kohlmeise gerade auf dem Rand des Pfahles stand. Nach vieler Mühe gelang das endlich.

Nun waren beide Kohlmeiseneltern fleißig am Füttern, doch nach und nach starben ihnen die Jungen und waren bald mit viel Ungeziefer bedeckt. Am 22. Mai grub Viktor Lotze den Pfahl aus, um noch zu retten, was zu retten war. Nur noch zwei Jungvögel waren am Leben, die anderen waren bereits in Verwesung übergegangen. Noch bis jetzt hatten die alten Kohlmeiseneltern ihre Jungen nicht aufgegeben und immer gefüttert. Die zwei lebenden Tiere brachte Viktor in ein anderes Kohlmeisenest, wo sie mit fünf anderen Jungvögeln großgezogen wurden.

Ein trauriges Schicksal hatte der größte Teil dieser Brut erlitten. Wir sollten doch alle mit Nistkästen den so überaus nützlichen Kohlmeisen die Wohnungsnot beseitigen helfen, damit sie nicht gezwungen sind, solch unmögliche Niststätten zu benutzen, bei denen dann die Bruten meistens zugrunde gehen.

Hartmut Meyer, OIIIa

Raubvögel, die ich beobachtete

Man kann im Kreis Tecklenburg verschiedene Raubvögel oder, wie man sie besser nennt, Greifvögel beobachten. Der häufigste von ihnen ist der Mäusebussard. Oft ist er zu beobachten, wenn er hoch oben in der Luft seine Kreise zieht. Seine Oberseite ist im allgemeinen hellbraun bis dunkelbraun gefärbt, seine Unterseite etwas heller. Der Mäusebussard ernährt sich hauptsächlich von Mäusen. Vor allem im Winter kann man ihn oft stundenlang auf Zaunpfählen sitzen und nach Mäusen Ausschau halten sehen. Der Mäusebussard sollte wegen seiner Nützlichkeit geschont werden.

Fast ebenso häufig wie der Mäusebussard ist im Sommer der Turmfalke. Seine Oberseite ist rostrot, seine Unterseite rotgrau gefärbt. Ein besseres Erkennungszeichen ist das Rütteln. Er wird deshalb auch Rüttelfalke genannt. Auch er lebt in der Hauptsache von Mäusen.

Neben diesen beiden Greifvögeln kann man auch öfters den Sperber beobachten. Dieser hat ganz andere Lebensgewohnheiten als die beiden ersten. Er lebt heimlich und mehr im Wald. Er schießt zwischen den Stämmen gewandt hin-

durch und macht vor allem Jagd auf Kleinvögel. Fast immer bekommt er seine Beute.

Der Hühnerhabicht ist schon sehr selten geworden, wenn er auch noch manchmal beobachtet werden kann. Seinen Namen trägt er nicht zu Recht, da er sich nur selten ein Huhn holt.

Manchmal sieht man auf den Spaziergängen auch noch eine Rohrweihe. Ob sie noch in unserem Kreis brütet, ist sehr fraglich.

Mehrmals hatten wir auch das große Glück, im Spätherbst den Wanderfalken, unseren schönsten Greif, zu beobachten. Leider brütet dieser Vogel

nicht mehr bei uns, weil er früher zu viel verfolgt und vernichtet worden ist.

Auch den Roten Milan konnten wir auf dem Durchzug beobachten. Er ist kenntlich an dem stark gegabelten Stoß. Daher heißt der Vogel auch Gabelweihe.

Leider werden unsere Greifvögel immer seltener, weil sie als schädliche „Raubvögel“ angesehen und deshalb viel verfolgt werden. Man weiß heute aber, daß ihre Schädlichkeit nicht groß ist, sie aber im Haushalt der Natur eine bedeutende Rolle spielen. Aus diesem Grunde schon sollte man unsere seltenen Greifvögel überall schützen.

G. Klose.

Berücksichtigt
beim
Kauf
unsere
Inserenten!

Carl Dreker

Ibbenbüren, Münsterstraße 1

Papier- und Schreibwaren

Füllhalter, Kugelschreiber, Drehbleistifte

Auf Wunsch Gravur des Namens

Wie ich mir ein Herbarium anlege

Wenn man bei einem Freund oder in einer Ausstellung ein schönes Herbarium sieht, dann denkt man wohl, so etwas möchte ich auch haben, aber das kriege ich ja im Leben nicht fertig. Dabei gehörten nur etwas Interesse und Fleiß dazu.

Meistens werden wir uns ja auf die Blüten- oder Samenpflanzen spezialisieren. Es ist wichtig, die Pflanzen möglichst frisch zu pressen, da sie sonst in gepresstem Zustand nicht mehr genau zu erkennen sind. Es empfiehlt sich auch immer, zwei bis drei Pflanzen von derselben Art zu pressen, da sie manchmal die Farbe verlieren oder sonst nicht gut „geraten“. (Ausgenommen sind sehr seltene Pflanzen und solche, die unter Naturschutz stehen. Diese soll man stehen lassen oder höchstens ein Exemplar pressen.) Wenn man keine Presse besitzt, was ja meistens der Fall ist, kann man sich diese auf einfachste Weise herstellen. Man nimmt zwei alte Bücher — so dick wie möglich —, legt auf jedes ein, auch mehrere Löschblätter, schiebt die zu pressende Pflanze vorsichtig dazwischen und beschwert das Ganze mit einem festen Gegenstand (Backstein usw.). Nach ein bis zwei

Wochen ist die Pflanze, je nach ihrem Feuchtigkeitsgehalt, getrocknet. Man muß darauf achten, daß der Gegenstand, der auf den Büchern liegt, nicht zu leicht ist, damit die Pflanze nicht verrutschen kann. Die gepressten Pflanzen werden nun mit dünnen, durchsichtigen Klebestreifen auf Bögen geklebt. Man kann sie auch in Hefte kleben, doch finde ich große Papierbögen praktischer. Wenn man z. B. eine Pflanzenfamilie ergänzen will, so kann man beliebig viele Bögen noch zwischen die anderen schieben, auch kann man die Pflanzen beliebig ordnen.

Zu einem Herbarium gehört aber auch eine genaue Beschriftung. Was nützt uns denn eine Pflanze ohne Namen? Wenn man den Namen einer gefundenen Pflanze nicht kennt, dann muß man

sie noch vor dem Pressen bestimmen, das ist nämlich bei Blütenpflanzen viel leichter. Sind die Pflanzen erst gepresst, so kann man Staubgefäße, Stempel, Blütenblätter usw. nicht mehr zählen. Unter jede gepresste Pflanze schreibt man den deutschen und lateinischen Namen, bezeichnet auch die einzelnen Teile, wie z. B. Blüte, Stengel, Wurzel usw. Auch die Angabe des Standortes und des Tages, an dem man die Pflanze gepflückt hat, empfiehlt sich. Die Bögen werden nun in eine Sammelmappe gelegt — und fertig ist unser Herbarium. Die Anlage eines solchen Herbariums wird immer viel Freude machen und wir werden durch diese Beschäftigung unsere heimische Pflanzenwelt immer noch mehr kennen und lieben lernen.

Gerlinde Klinz, OIIIc.

Aus Kaulquappen wurden Frösche

Ich stand an einem kleinen Teich und beobachtete die blauschillernden Libellen, die über dem Wasser umher-schwirrten. Plötzlich fielen mir winzige Gebilde im Wasser auf, die ich gleich als Kaulquappen erkannte. Zu gerne hätte ich ein paar mit nach Hause genommen, aber ich besaß kein Gefäß, in dem ich sie hätte mitnehmen können. Welch ein Glück, da sah ich eine alte Dose im Gras liegen! Ich füllte sie mit Wasser und fing mir ein paar Kaulquappen. Einige Wasserpflanzen und etwas Sand nahm ich auch mit. Sehr erfreut über den Fang fuhr ich nach Hause. Schnell holte ich mir ein großes Wasserglas und richtete darin einen kleinen „Teich“ ein. Zuletzt setzte ich die Kaulquappen hinein. Sie fühlten sich anscheinend recht wohl in diesem „Teich“. Ich konnte deutlich beobachten, wie sie durch Kiemen atmeten. Sie ernährten sich von Pflanzenteilen. Mit

ihrem langen Schwanz steuerten sie munter zwischen den Pflanzen hindurch. Die größte Kaulquappe in meinem Glas bekam schon fünf Tage später ihre Hinterbeine. Die Vorderbeine bildeten sich aber erst am zwölften Tag. Inzwischen hatten sich auch bei den anderen die Hinter- und dann die Vorderbeine entwickelt. Die Beine wurden immer kräftiger, der Schwanz immer kleiner. Jetzt waren sie so munter, daß sie sogar schon aus dem Glas heraus-hüpften. Nun waren es richtige kleine Frösche, die nicht mehr im Glas zu halten waren. Da ich sie nicht quälen wollte, brachte ich sie in den Teich zurück. Sofort schwammen sie im Wasser umher und gesellten sich zu den anderen. So habe ich selbst einmal beobachtet, wie die Entwicklung von der Kaulquappe zum fertigen Frosch vor sich geht.

Wilhelm Vordermark, UIIIa.

Das Hochmoor bei Haltern

Ein Ziel unserer sechstägigen Klassenfahrt war das Haltener Hochmoor. Es war von Nadel- und Laubwäldern umgeben. Ueberall trafen wir die Hauptpflanze des Moores an, nämlich das Torfmoos. In den ausgedehnten Polstern der Torfmoose sammelt sich das Wasser wie in einem Schwamm und wird in großen Mengen gespeichert. Das Sphagnummoos, wie die Pflanze heißt, gibt dem Hochmoor die blaßgrüne Farbe und ist der wichtigste Torfbildner. Die Westseite des Moores zierten kleine Flächen mit fleischfressenden Pflanzen. Es ist der Sonnentau. Wir konnten gut beobachten, wie ein Sonnentaugewächs sogar mehrere kleine Libellen in Gefangenschaft hielt, um sich davon zu nähren. Der nährstoffarme Boden des Moores gibt der Pflanze zu wenig Stickstoff, den sie dann durch den Fang kleiner Insekten gewinnt. Als wir ein Sonnentaugewächs ein wenig aus der Erde hoben, entdeckten wir eine andere Pflanze mit kriechendem Stengel und kleinen lanzettlichen Blättern, die am Rande eingerollt waren. Diese Pflanze, die zur Familie der Heidelbeergewächse gehört, wird Moosbeere genannt. Sie ist ein immergrünes Gewächs, das rötliche, selten weiße Beeren trägt, und das ziemlich selten in Norddeutschland vorkommt. Schon von weitem leuchteten uns die glockenförmigen, fleischfarbenen Blüten der Glockenheide entgegen. Sie ist mit der Moosbeere verwandt, aber viel häufiger als sie. Sie heißt auch Sumpf- oder Moorheide. Die schönste, für Hochmoore typische Pflanze ist das Wollgras. Die kleinen, weißen Wollbüschel, die an den Ährchen hängen, wehten lustig im Winde hin und her. Sie machten das stille Moor lebendig. Neben dem Wollgras fanden wir noch viele andere Gräser und Seggen, die in Mooren häufig anzutreffen sind.

Renate Ernst, OIIIc

Wieder einmal brütet der Zwergtaucher auf dem kleinen Teich im Vogelparadies. Deswegen beschlossen mein Freund und ich, ihn einmal am Nest zu fotografieren. Gesagt, getan. An einem schönen Nachmittag gingen wir mit Kamera und Fernglas „bewaffnet“ zum kleinen Teich. Die Badehosen wurden angezogen und hinein gings ins Wasser. Den Fotoapparat und das Stativ legten wir auf einen Baumstamm, der im Wasser lag. Da der Wasserspiegel um fast ein halbes Meter gesunken war, brauchten wir nicht einmal zu schwimmen und kamen glücklich auf die Insel.

Der kleine Taucher hatte das Nest natürlich schon lange verlassen. Wir stellten das Stativ schnell auf und schraubten den Fotoapparat darauf. Fünf Meter vor uns schwamm das Nest. Es war aus faulen Schilfstengeln und Blättern gebaut. Wir versteckten uns im Schilf und warteten. Eine Viertelstunde lagen wir ganz still. Da plötzlich tauchte der Zwergtaucher ganz in der Nähe des Nestes auf. Wupp, da war er auf dem Nestrand. Schon hatte ich meine Hand am Drahtauslöser des

Fotoapparates. Aber der Taucher war schneller als ich. Im selben Moment, als ich „losschoß“, glitt der Taucher vom Nest ins Wasser. Langsam holte ich den Fotoapparat vom Stativ, drehte den Film weiter und stellte den Apparat wieder auf. Nun begann das Warten von neuem. Eine Stunde verging, und auch die zweite verstrich, ohne daß der Taucher sich zeigte.

Die Sonne stand noch gerade über dem Horizont und das Licht zum Fotografieren wurde immer ungünstiger. So beschlossen wir, abzubauen und nach Hause zu fahren. Das Wasser schien uns erheblich kälter geworden zu sein. Aber das half alles nichts, wir mußten hindurch und wieder nach Hause. Wir waren wohl ein wenig enttäuscht über unser Unternehmen. Um eine Erfahrung waren wir aber reicher geworden. Das nächste Mal wollen wir wieder zu zwei dorthin geben, einer von uns geht dann aber zurück, damit der Taucher keine Gefahr mehr vermutet. Die meisten Vögel können nicht bis zwei zählen, und so wird auch unser Taucher meinen, wir beide wären fortgegangen.

Helmut Bunte, UIIb.

Auf Taucherjagd